

Auch Langeweile am Arbeitsplatz macht krank

■ Außer „Burnout“ droht auch „Boreout“.

Hamburg. Leiden am Arbeitsplatz ist weit verbreitet. Wer jedoch nur an Überforderung und Stress denkt, hat nicht die ganze Wirklichkeit im Kopf. Auch Langeweile macht krank. Trotz steigender Zahlen bei der Stresskrankheit „Burnout“ (Ausbrennen), gibt es auch das Gegenteil: „Boreout“ („Auslangweilen“). Die beiden seelisch-körperlichen Belastungen am Arbeitsplatz ähneln sich.

Mehr als jeder zehnte Beschäftigte leidet aus Sicht der Schweizer Unternehmensberater Philippe Rothlin und Peter Werder am „Boreout“-Syndrom. Dieses führe zu Müdigkeit, Gereiztheit und Lustlosigkeit – ähnlichen Symptomen – ähnlichen Symptomen wie „Burnout“. Der Volkswirtschaft entstehe ein Schaden in Milliardenhöhe, sagen die beiden Autoren („Diagnose Boreout. Warum Unterforderung im Job krank macht“), allein für Deutschlands Dienstleistungssektor jährlich etwa 180 Milliarden Euro.

Am Anfang versuchen die Beschäftigten, sich am Arbeitsplatz gemütlich einzurichten und Privates zu erledigen. „Doch irgend-

wann sind alle Reisen gebucht und alle Gespräche geführt. Und dann wird die Zeit bis zum Feierabend immer länger“, sagt Rothlin. Langeweile sei viel schwerer zu ertragen als Stress.

Der Arzt und Buchautor Thomas Bergner („Burnout-Prävention. Das Neun-Stufen-Programm zur Selbsthilfe“) hält „Boreout“ nur für den „marketinggerechten Namen“ eines alten Phänomens. Jeder müsse ehrlich zu sich selbst sein. Es gelte, sich entweder im Job stärker zu engagieren oder aber Beruf oder Stelle zu wechseln.

Tödliches „Burnout“

Ein Vorteil der Langeweile sei immerhin, kein „Burnout“ zu bekommen. Dabei handle es sich um eine schwere, bisweilen tödliche Erkrankung. Ganze Branchen in Deutschland wie das Gesundheits- oder Bildungswesen drohten inzwischen „auszubrennen“, sagt Bergner. Jedes Jahr entstünden Milliardenkosten. Ein Drittel aller Frühpensionierungen erfolge wegen seelischer Erkrankungen. „In Deutschland tut jedoch kaum jemand etwas dagegen. Es scheint, als gingen die Entscheidungsträger davon aus, dass Menschen beliebig ersetzbar sind.“ ■

Pilze befallen vor allem stark geschwächte Menschen



In Intensivstationen der Spitäler lauert oft die potenzielle Lebensgefahr Pilz. Foto: bb

Neues Mittel gegen Candida-Infektionen

■ Erfolgsrate liegt bei bis zu 80 Prozent.

Wien. Ab sofort steht bei schweren Pilzinfektionen (Mykosen) ein neues Medikament zur Verfügung. Die breite Anwendung der derzeit am Markt befindlichen Arzneimittel hat zu Resistenzen geführt. Doch schwere Pilzinfektionen stellen besonders für stark abwehrgeschwächte Menschen eine potenzielle Lebensgefahr dar.

Die Häufigkeit solcher Infektionen ist in den vergangenen Jahrzehnten in Spitälern stark angestiegen. Vor-

allem sind es zwei Pilzarten, die Probleme machen. Einerseits sind es Schimmelpilze, die häufig bei Krebspatienten vorkommen. Die oft zum Einsatz gebrachten Zytostatika – sie hemmen die Zellteilung – beseitigen nicht nur Krebszellen, sondern zerstören auch Knochenmarkszellen, die den Nachschub für die Blutbestandteile produzieren. Das Immunsystem ist daher stark geschwächt.

Ebenso bei Schwerstkranken auf Intensivstationen, die oft mit Antibiotika behandelt werden. Hier sind es Hefe- oder Candida-

Pilze, die gefährlich sind.

Die Sterblichkeit bei schweren Candida-Erkrankungen liegt zwischen 30 und 70, bei Schimmelpilz-Infektionen bei 60 bis 80 Prozent. Bisher waren Amphotericin B und Azole im Einsatz. Jetzt steht mit der Substanz Anidulafungin der zweite Vertreter einer neuen Arzneimittelklasse zur Verfügung. Das Medikament wird per Infusion verabreicht und wirkt auch gegen Hefepilz-Stämme, die auf die Azole nicht mehr ausreichend reagieren. Die Erfolgsraten der Behandlung liegen zwischen 75 und rund 80 Prozent. ■

Hämophilie: Register soll Qualität sichern

■ Letzte Nachwehen der HIV-Katastrophe unter Blutern.

Wien. Eine Datenbank – das Österreichische Hämophilie-Register – soll die Behandlungsqualität für Bluter sichern helfen. Am Dienstag wurde sie an der MedUni Wien präsentiert, beteiligt sind Experten aus ganz Österreich. Die Erstellung des Registers ist eine der letzten Nachwehen der HIV- und Hepatitis C-Katastrophe Mitte der 80er unter den Menschen, die regelmäßig auf die Zufuhr von Blutgerinnungsfaktoren angewiesen sind. Die Hämophilie A und B tritt mit einer Häufigkeit von eins zu 10.000 auf. In Österreich sind es rund 600 Patienten. Ohne Behandlung läge die Lebenserwartung wegen der Blutungskomplikationen bei 20 Jahren.

Um Probleme schnell orten zu können und die Behandlungsqualität zu analysieren wurde daher mit Mitteln des Gesundheitsministeriums und der Pharmaindustrie das Register aufgebaut. Alle Behandlungszentren speichern Patientendaten und Krankheitsverläufe unter höchster Sicherheit. Das Register wird international vernetzt. Dadurch erhoffen sich die Experten auch die Klärung der Frage, wie intensiv die Hämophilie-Behandlung sein muss. ■

Frauen und Technik: Das funktioniert

Von Alexa Jirez

■ Das Frauenförderprogramm der TU Wien feiert Erfolge.

Wien. Frauen und Technik gelten vielerorts noch als Gegensatzpaar. Dass das schon lange nicht mehr der Realität entspricht, beweist das Wissenschaftlerinnenkolleg Internettechnologien an der Technischen Universität Wien (Wit).

Das Wit wurde 2003 ins Leben gerufen, um der Unterrepräsentanz von Frauen im Informatiksektor entgegen zu wirken. Das Projekt wurde mit 2,4 Millionen Euro vom Wissenschaftsministerium und dem europäischen Sozialfonds gefördert. Am Montag feierte das Wit sein fünfjähriges Bestehen und auch seinen Ausklang. Die Projektleiterin Gerti Kappel war sichtlich stolz, auf fünf erfolgreiche und nachhaltige Jahre der Frauenförderung zurückblicken zu können.

Trotzdem hat die TU noch einiges zu tun. Das Wissenschaftsministerium hat bereits vor einiger Zeit ein „gender-monitoring“ eingerichtet, das dazu beitragen soll, den Frauenanteil zu erhöhen. Die Durchlässigkeit für Frauen im Technikbe-



Die Dissertantinnen haben Grund zu feiern. Foto: stögmüller

reich wird mit dem sogenannten „Glasdeckenindex“ gemessen. Dieser liegt an der TU bei 0,34. Angesichts der Tatsache, dass die Glasdecke dicker ist, je weiter der Wert unter Null liegt, ein eher unrühmliches Ergebnis.

Karrieren früh fördern

Das Wit hat aber Schritte gesetzt, um hier etwas zu verändern. Die Maßnahme setzt nicht nur im akademischen Bereich an, sondern bereits bei Schülerinnen ab 10 Jahren. Für diese Zielgruppe veranstaltete das Wit Workshops, um Karrieren im Informatikbereich so früh wie möglich zu fördern. Aber auch am Institut selbst war das Projekt erfolgreich. Acht

Doktorandinnen, die ihre Dissertationen im Informatikbereich verfasst haben, beweisen dies.

Marion Murzek befasst sich in ihrer Doktorarbeit mit Geschäftsprozessmodellen. Das klingt kompliziert – und ist es auch. Geschäftsprozesse werden mittlerweile fast ausschließlich mit Hilfe von Informatik dargestellt. Es existieren aber verschiedene Sprachen, die Abläufe visualisieren, die bei vielen Firmen ähnlich ablaufen. Murzek arbeitet an einer automatisierten Übersetzung dieser Sprachen, die es ermöglichen soll, die Darstellung von firmeninternen Abläufen in den verschiedenen Sprachen zu ermöglichen.

Die Vereinfachung des Zugriffs auf Daten ist auch Nevena Stolba ein Anliegen. Sie beschäftigt sich mit der zukunftsweisenden „Evidence-based Medicine“ (EBM). EBM versucht auf der Basis statistischer Berechnungen, die bestmögliche Behandlungspraxis zu ermöglichen. Stolba arbeitet an einer Technologie, die EBM fördern kann. Die verschiedenen, hochsensiblen Patientendaten werden derzeit noch von verschiedenen Stellen gesammelt (Ärzte, Spitäler, Sozialversicherungsträger) – aber kaum vernetzt. Stolbas Arbeit soll ermöglichen, diese Daten zu schützen und nutzbar zu machen, um so Behandlungsabläufe zu optimieren.

E-Learning für alle

Sabine Graf dissertiert über E-Learning Systeme. Diese elektronischen Lernsysteme nehmen wenig Rücksicht auf die verschiedenen Lerntypen. Graf hat einen „adaptiven“ Ansatz entwickelt, der es ermöglichen soll, ein E-Learning System den Bedürfnissen der Lernenden anzupassen – ohne Zusatzaufwand für die Lehrenden. Das Wit, wie es bisher war, ist zwar zu Ende gegangen, die TU wird es aber als „Women in Technology“ weiterführen. ■

■ Kurz notiert

Pliosaurier-Fossil gefunden

Das Fossil eines riesigen Pliosauriers, eines Meeresreptils, das häufig auch der „Tyranosaurus der Meere“ genannt wird, haben norwegische Forscher in der Arktis gefunden. „Wir glauben, dass es sich um eine bisher unbekannte Art handelt“, sagte der Leiter der Expedition, Jörn Hurum, Paläontologe an der Universität Oslo. Das gigantische Tier, mehr als zehn Meter lang und zwischen zehn und 15 Tonnen schwer, lebte vor ungefähr 150 Millionen Jahren, als der Fundort, die Inselgruppe Svalbard, noch völlig unter Wasser lag. Es muss einem riesigen Seelöwen mit vier gigantischen Schwimfflossen geähnelt haben.

Badelt bleibt Rektoren-Präsident

Der Rektor der Wirtschaftsuniversität, Christoph Badelt, wurde für zwei weitere Jahre zum Präsidenten der Österreichischen Rektorenkonferenz (ÖRK) gewählt. Neuer Stellvertreter Badelts ist der Rektor der Universität für angewandte Kunst, Gerald Bast. Er folgt auf Manfred Gantner, der im Herbst als Rektor der Uni Innsbruck abgelöst wurde. Badelt amtiert seit 2005 als Chef der ÖRK, die sich ab 1. Jänner in „Österreichische Universitätenkonferenz“ umbenennen – denn seit 1. Oktober steht mit Boku-Rektorin Ingela Bruner, die auch ins siebenköpfige Präsidium gewählt wurde, erstmals eine Frau an der Spitze einer Uni.

4300 Jahre alte Stadt entdeckt

Chinesische Archäologen haben eine mehr als 4000 Jahre alte Stadt, möglicherweise die Hauptstadt der Liangzhu-Kultur, entdeckt. Staatliche Medien in China meldeten, die 4300 Jahre alten Ruinen seien in der östlichen Provinz Zhejiang entdeckt worden. Die Stadtmauern seien vier bis sechs Meter stark. Die Ausmaße der Stadt betrügen drei Quadratkilometer, seien also größer als die verbotene Stadt in Peking, wo die Ming- und Qing-Dynastien ihren Ursprung hatten. Ob es sich tatsächlich um die Hauptstadt der Liangzhu-Kultur handle, müsse noch geprüft werden. Da bisher keine Hauptstadt bekannt war, weigerten sich Historiker, die Liangzhu-Kultur als Dynastie anzuerkennen. Sollte sie existiert haben, wäre sie älter als die Xia-Dynastie, die bisher als die älteste des Landes gilt. ■